Dotan Saguy:
„Venice Beach“,
Kehrer, Heidelberg, 2018,
128 Seiten mit 67 Fotos,
39,90 Euro

Rauschhafte Zustände, manchmal

Das vielfach gepriesene wilde Leben von Venice Beach existiert immer noch. Der israelische Fotograf Dotan Saguy lässt uns daran teilhaben

DAS IST DAS PARADIES. DER HIMMEL funkelt, Palmenblätter wiegen sich in der Brise, die vom Ozean herweht. „Hello Sunshine“ heißt es auf der Bikinihose einer jungen Frau, die am Strand steht. Und normalerweise würde man die Frau als Vorbeigehender oder – wie in unserem Fall – Betrachter des Buches sofort wieder vergessen ob der vielen Eindrücke, die an jeder Ecke der Strandpromenade von Venice Beach warten. Aber da ist etwas. Sie blickt starr auf eines der herumstehenden Turngeräte. Plötzlich durchfährt einen ein Schreck, und man weiß, wie sich ihr Blick beschreiben lässt: wie der des Kaninchen, das vor der Schlange steht. Im wortwörtlichen Sinn. Um die Stangen windet sich eine riesige Boa. Schlägt man das neue Buch von Dotan Saguy auf, dessen Cover diese Szene ziert, wird nichts besser. Ein kleiner Junge liegt im Sand und beobachtet dieselbe Schlange, während ein weiteres Exemplar bedenklich nah neben ihm kriecht.

Dotan Saguy ist in Israel geboren, in Paris aufgewachsen und lebt seit 2003 in Los Angeles. Seine Karriere als Unternehmer im Hightech-Sektor opfert er 2015 seiner Leidenschaft für Fotografie. Sein Buch ist ein reinster „(Board-)Walk on the Wild Side“. Doch Venice Beach ist keine Schlangengrube, kein bedrohlicher Ort, sondern einer, den der Fotograf wegen seiner Überdrehtheit liebt und an den es ihn magisch zieht. Und natürlich hat die Schlangenszene eine harmlose Erklärung: Ein Straßenkünstler hat die Frau gebeten, seine Boas zu beaufsichtigen.

Im Vordergrund ein Gewichtheber, im Hintergrund der Österreicher Ike Catcher, „Mr. Vienna“ 2013

Hippies musizieren für Geld am Muscle Beach

Das Buch ist wie der Besuch an einen Ort, der uns in rauschhafte Zustände versetzt. Als würde man unfreiwillig die herüberwehenden Marihuanaschwaden jener abgebildeten Skatergang inhalieren, die kurz pausiert, ehe sie sich wieder ihrem dringlichsten Ziel zuwendet: der Überwindung der Schwerkraft. Venice Beach ist eine Mischung aus Zirkus und Verrücktheit, in der verschiedenste Akteure aufeinandertreffen: Künstler, Hippies, Verkäufer, Skater, Drogenabhängige, Obdachlose. Leute, die hier immer wohnen, Bohemiens, die für den Moment an diesem exzentrischen Ort ihr Glück suchen, und Touristen, die von der Kultstrandpromenade gehört haben und sich nun überzeugen wollen von deren vielfach gepriesener Schrägheit.

Letztere spielt Saguy voll in die Karten, mit all den Selbstdarstellern und Hedonisten. Aber natürlich braucht es die Fähigkeit eines Ausnahmefotografen, um das Wilde in Fotos zu bannen und die Handlungsstränge der Geschichten stramm beieinanderzuhalten. Das beherrscht er perfekt. Er präsentiert eine Leichtigkeit des Geschehens, ohne dass die Fotos harmlos oder beschwichtigend wirken. Es gibt Szenen, die Lachen provozieren. Da hinein schleichen sich Momente, die von Melancholie getränkt sind.

Saguy nimmt uns mit zu dem berühmten Muscle Beach, wo Kraftprotze in zu engen Badehosen dem staunenden Publikum ihr Muskelspiel darbieten. Er stellt uns Straßenartisten vor, die waghalsige Kunststücke aufführen. Und auch dann, wenn die Touristenströme abends abklingen, bleibt er und zeigt eine andere Gruppe, die Venice Beach von nun an für sich beansprucht: Wegelagerer auf der Promenade, umgeben von einer Vielzahl von Hunden. Jene, die keine Bleibe haben und hier ihre Schlafsäcke ausrollen.

Glückliche Teenager nach einer Surflektion

In Saguys Erzählung ziehen immer mehr Wolken auf, die den Himmel verdunkeln. Auf Schildern geben Aktivisten ihrem Protest Ausdruck, der dem Technologieunternehmen Snapchat gilt, das seinen Hauptsitz hierhin verlegt und immer mehr Gebäude aufkauft, aus denen Künstler und kleine Läden ausziehen müssen. Luxussanierungen und Profitgier verdrängen die Gemeinschaft von Nonkonformisten, die den Charme von Venice Beach ausmacht.

Am Ende des Buches treffen wir Mutter und Sohn wieder, jene Aufpasser der Boas. Anderthalb Jahre sind vergangen. Die Bildlegende informiert uns, dass die beiden einen Räumungsbefehl für ihre Wohnung erhalten haben. In krakeliger Schrift hat der Junge einen Zettel geschrieben, der an der Haustür hängt. „Why are you doing this?“ Es ist die Vertreibung aus dem Paradies. Goodbye sunshine.

Peter Lindhorst

KUNST HALLE BREMEN

Ausstellung:
„Tulpen, Tabak, Heringsfang. Niederländische Malerei des Goldenen Zeitalters“,
Kunsthalle Bremen,
bis 26. August 2018
Katalog bei Schünemann,
180 Seiten, 29 Euro

Goldenes Zeitalter, geschenkt

Ein Verleger schenkt seine exquisite Sammlung über niederländische Malerei der Kunsthalle Bremen. Die Gemälde sind jetzt zu sehen

ES GIBT SIE ALSO DOCH NOCH, DIE dezente Zurückhaltung hanseatischer Kaufleute. Dass der Bremer Kaufmann Carl Schünemann über Jahrzehnte im Verborgenen eine ganz außerordentliche Sammlung niederländischer Meister aufgebaut hatte, war auch Spezialisten kaum bekannt. Es sind wundervolle maritime Preziosen des 17. Jahrhunderts in dieser Kollektion, wie etwa Cornelis Verbeeks „Schiffe auf bewegter See“, die nun erstmals öffentlich in der Kunsthalle in Bremen zu sehen sind.

Schünemann, Bremer Verleger, der fünf Dekaden lang alte Kunst kaufte, vermachte seine Sammlung vergangenes Jahr dem 1823 gegründeten Bremer Kunstverein, dem ältesten und mitgliederstärksten Kunstverein in Deutschland, der bis heute der private Träger der renommierten Kunsthalle Bremen ist. Vor allem Niederländer sind in der Sammlung, aber auch eine toskanische Madonnentafel der Renaissance oder eine venezianische Ansicht von Michele Marieschi, einem Zeitgenossen Canalettos.

Was heutzutage eher selten ist: Die Schenkung war an keine Bedingungen geknüpft. Die schönen Folgen bürgerlichen Engagements kann man nun in der Kunsthalle Bremen bestaunen. „Tulpen, Tabak, Heringsfang. Niederländische Malerei des Goldenen Zeitalters“ bringt das, was hier zu sehen ist, treffend auf den Punkt: Höhepunkte der von Vizedirektorin Dorothee Hansen kuratierten Ausstellung sind etwa die 1611 entstandenen „Schlittschuhläufer“ von Adam van Breen und vor allem die neun Seestücke in der Sammlung, die den besonderen Bezug des Sammlers zur Seefahrt verdeutlichen: Carl Eduard Schünemann, 1925 geboren, war einst selbst zur See gefahren, bevor er Verleger und Mäzen wurde.

Hendrick Dubbels: „Einholen der Netze“, 1650

Und so ist diese Schau wie gemacht für Liebhaber der maritimen holländischen Lebenswelt. Die graue, wilde Nordsee, das Leben der Heringsfischer, klassische Flusslandschaften mit Kühen und Windmühlen, üppige Blumenstillleben, Werke, die den Tabakgenuss darstellen, die Pracht des verfeinerten, großbürgerlichen Lebensstils oder Hendrick Dubbels’ stille Seelandschaft mit Fischern, die ihre Netze einholen: All das illustriert die Kultur einer international operierenden Seehandelsmacht, die im 17. Jahrhundert in ihrem Zenit stand und auch mit der Hansestadt Bremen eng verbunden war.

Was diese Ausstellung so besonders macht, ist aber nicht nur die Qualität der gezeigten Arbeiten, sondern auch die ungewöhnliche Tatsache, dass diese bedeutsamen Werke bislang zu großen Teilen nicht zu sehen waren. Diese Malerei ist Terra incognita, unerforschtes Gebiet. Zu der Ausstellung erscheint ein umfangreicher Katalog.

Marc Peschke

Ángel Santiesteban:
„Wölfe in der Nacht. 16 Geschichten aus Kuba“,
aus dem Spanischen von Thomas Brovot, S. Fischer, Frankfurt am Main, 2018, 269 Seiten, 22 Euro

Insel ohne Gnade

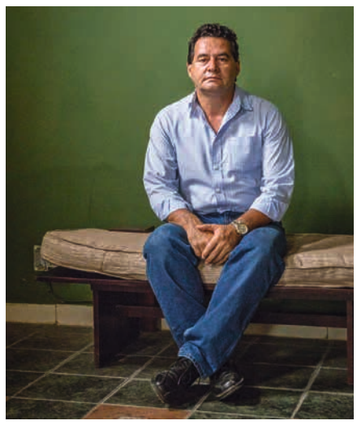
Ángel Santiestebans Erzählband „Wölfe in der Nacht“ beschreibt ein brutales Kuba jenseits der touristischen Kulissen. Ein Augenöffner

„ER SPÜRTE EINE BRISE, WIE SIE DEN anderen Insassen verwehrt war, einen klaren, freien Wind, der direkt von der Stadt über die Bucht wehte und den Anglern am Ufer das Haar zauste und ihre Angelruten bog und den Geruch von Fisch und Muscheln mit sich riss.“ Das sind die letzten Sinneseindrücke des Gefangenen, ehe er stirbt, „erschossen auf der Flucht“.

Der 1966 geborene Schriftsteller Ángel Santiebastian weiß, wovon er schreibt: Der ehemals gefeierte Jungstar der kubanischen Gegenwartslitatur kam nach Regimekritik selbst in Haft, ist – nach westlicher Diplomatenintervention – zurzeit wieder auf Bewährung frei, darf jedoch in seiner Heimat nicht mehr publizieren.

Sein Erzählband „Wölfe in der Nacht“, die erste Veröffentlichung in deutscher Übersetzung, ist dennoch alles andere als politisch eindimensionale Protestliteratur. Im Gegenteil: Die Alltagsgenauigkeit der Texte, verwoben mit Reflexionen und surrealistischen Elementen, zeigt einen selbstbewussten, seiner stilistischen Mittel sicheren Autor, der sich auf eine eindrucksvolle Tradition berufen kann. Ohne je epigonal zu sein, lesen sich diese Erzählungen wie Fortschreibungen von Cabrera Infantes „Ansicht der Tropen im Morgengrauen“ oder Reinaldo Arenas’ „Bevor es Nacht wird“. Noch die schlimmsten, von Vergewaltigung, Verstümmelung und Mord erzählenden Gefängnisgeschichten oder jene Texte, die auf der anderen Seite des Atlantiks spielen, im partiell kubanisch besetzten Angola der 1980er-Jahre, sind durch einen Formwillen gebändigt, der ebenfalls Widerstandspotenzial besitzt: Ästhetik ist hier tatsächlich auch Ethik, gerade weil sich nirgendwo bemühte Didaktik einschleicht. Denn auch jene von Santiestebans Protagonisten (keineswegs „desillusioniert“, da sie ja keine Scheuklappentouristen sind und nie Illusionen hatten über Castros Gewaltregime), die auf gebastelten Flössen der Insel zu entkommen suchen, sind wie „Wölfe in der Nacht“: Vom Floß erschöpft ins Wasser gefallene Mitflüchtlinge werden, da ohnehin bald Opfer der Haie, gnadenlos zurückgelassen. „Manchmal spüre ich, wie das Ruder mit etwas kollidiert, etwas Weicherem, wie es in das aufgequollene Fleisch drückt und es fortstößt, aber ich schaue nicht hin.“

Hinschauen und lesen sollten dieses Buch jedoch all jene, die ihre Liebe für Kuba nicht verwechseln mit obszöner Schönrednerei der gegenwärtig noch immer herrschenden Diktatur. Ángel Santiesteban ist der wohl bedeutendste kubanische Autor, der weiterhin auf der Insel ausharrt.



Ángel Santiesteban: Kubaner, Kritiker, Literat

Marko Martin

Anja Kampmann:
„Wie hoch die Wasser steigen“,
Hanser, München, 2018, 352 Seiten, 23 Euro

Odyssee an Land

Anja Kampmanns Romandebüt zeigt raue Männerwelten

DER BEGINN DES ROMANS KLINGT romantisch, ist aber realistisch: „Die See bei Nacht ist das Dunkelste, was einem begegnen kann“, schreibt Anja Kampmann. Die Lyrikerin, Jahrgang 1983, hat mit „Wie hoch die Wasser steigen“ ihren ersten Roman vorgelegt.

Sie erzählt darin die Geschichte von Waclaw und Mátyás, die beiden Männer sind Freunde geworden, haben sechs Jahre lang zusammen auf Bohrinseln gearbeitet. Doch in dieser Nacht und dieser Dunkelheit, von der zum Auftakt die Rede ist, geht ein Mensch verloren. Waclaw will in der kalten Nacht seinem Freund einen Pullover bringen, „aber er sah Mátyás nicht“. Der Sturm oder die raue See müssen ihn von der Ölplattform vor der marokkanischen Küste gefegt haben.

So nimmt alles seinen Lauf. Der 52-jährige Waclaw packt seine und Mátyás’ Sachen zusammen und begibt sich auf eine Reise. Unfroh und unfreiwillig.

Waclaw, der manchmal auch Wenzel heißt, ist im Ruhrgebiet aufgewachsen, sein Vater schuftete im Bergbau, seine Familie kommt aus Polen. Waclaw lernte Milena kennen, wollte mit ihr mehr vom Leben als einen Alltag in Bottrop. Doch die Beziehung hält nicht, als Waclaw wegen des guten Lohnes als Wanderarbeiter von einer Bohrinsel zur nächsten zieht. Er sei in der ganzen Welt und sie in einem Dorf, das gehe nicht, stellte Milena resigniert fest.

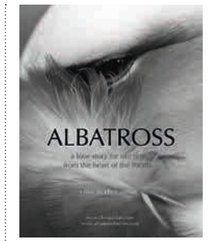
Nach dem Tod seines Freundes reist er durch Europa, immer wieder wirft er in einem schäbigen Zimmer seinen Seesack in die Ecke. Und erinnert sich an Landausflüge und an die Zeit auf dem Meer mit seinem Freund. Seine Suche führt Waclaw erst nach Tanger, wo er mit Mátyás in einer Absteige gewohnt hatte, und weiter in dessen ungarische Heimat, wo er Mátyás’ Habseligkeiten zu seiner Schwester bringt. Er zieht in ein italienisches Bergdorf, findet den alten, väterlichen Freund Alois, der sein Rentnerdasein als Taubenzüchter verbringt. Dort scheint es fast, als sei Waclaw angekommen. Aber es hält ihn nicht, er reist ins Ruhrgebiet und schließlich an die polnische Ostseeküste, wo er zuletzt mit Milena lebte.

Bildmächtig schreibt Kampmann über die Erinnerungen an die raue Arbeiter- und Männergesellschaft, an die Arbeit auf hoher See, die Waclaw immer wieder einholen, von salziger Nässe, schwerem Sog: „… das Zerren an den Schweißnähten, die See, die gegen die Plattform anpreschte wie eine verrückte Herde, die Wellen flohen vor dem Sturm, alles kam auf sie zu.“ All diese Vergangenheit ist wilder, mit mehr Leben erfüllt als Waclaws Gegenwart auf seiner Odyssee an Land.

Kampmann lässt viel Raum für Beobachtungen und Beschreibungen, der Protagonist bleibt sperrig in seiner Trauer, teilt sich nicht mit. Kampmanns traurige Seemannsballade ist keine erbauliche Lektüre, sprachlos geworden irrt Waclaw durch sein Leben, es geht ihm nicht anders als seinen Mitstreitern auf See.

„Wo soll ich sonst hin“, fragt einer. „Auf einen Fischtrawler, die Meere abernten? In die Minen von Itremo?“ So erzählt der Roman die Geschichte von Arbeitern im Zeitalter der Globalisierung, die nicht mehr wissen, wohin sie gehören, heimatlos und ruhelos.

Barbara Schaefer



Chris Jordan:
„Albatross the film“,
ab 8. Juni 2018 frei verfügbar, www.albatrossthefilm.com

Auf Augenhöhe

Der Künstler Chris Jordan hat einen Film über Albatrosse im Zeitalter der Ökokatastrophe gedreht – frei im Internet zu sehen

EINWEGFEUERZEUGE SIND UNVERdaulich – genau wie die Botschaft von Chris Jordans neuem Film „Albatross“. Dennoch ist ihm ein möglichst großes Publikum zu wünschen. Schließlich zeigt der Internetfilm, welche Konsequenzen es hat, wenn Plastikabfälle ins Meer gelangen. Denn, so die erschütternd banale Erkenntnis: „Der Albatros weiß nicht, was Plastik ist.“ Weswegen er, unwissend auf Nahrungssuche, Gefahr läuft, an diesem Beifang zu verenden. Gedreht auf dem Midway-Atoll im Pazifik, erzählt der Film gleich zwei Geschichten: einerseits die einer ökologischen Katastrophe. Bereits mit wenigen bewegenden Bildern verdeutlicht er, was unsere Hinterlassenschaften in einem Ozean anrichten, dessen Großer Pazifischer Müllstrudel auf 80 000 Tonnen in einem Gebiet von 1,6 Millionen Quadratkilometern geschätzt wird.

Andererseits wird angesichts der Aufnahmen aufgegebener amerikanischer Militärstützpunkte sichtbar, dass Chris Jordan wie bereits in früheren Projekten auch die grundsätzliche Frage nach der Nachhaltigkeit menschlicher Existenz auf der Erde stellt. So dokumentierte er zwischen 2003 und 2005 mit dem Fotoband „Intolerable Beauty. Portraits of American Mass Consumption“ in großformatigen Aufnahmen das Ausmaß des Wegwerfwahnsinns und hinterfragte mit „In Katrina’s Wake. Portraits of Loss from an Unnatural Disaster“ die Schicksalshaftigkeit sogenannter Naturkatastrophen. Auch die auf digital manipuliertem Bildmaterial basierende Serie „Running the Numbers“, die Jordan als „amerikanisches Selbstporträt“ bezeichnet, setzt sich kritisch mit Themen wie privatem Waffenbesitz und staatlicher Hochrüstung auseinander. Aus 67 000 Aufnahmen von Atompilzen collagierte er darin das Bild einer sinkenden „Titanic“.

Umgesetzt wurde das aktuelle Projekt, das kaum an die spröde Ästhetik des klassischen Dokumentarfilms erinnert, mit einer zeitgenössischen Optik. Die setzt auf Überwältigung, arbeitet sowohl mit Zeitlupen als auch extremem Zeitraffer und vollbringt mit spektakulären Nahaufnahmen ein echtes Kunststück: Man begegnet Albatrossen auf Augenhöhe, denn es ist Jordans Ziel, „uns die Welt mit den Augen eines Albatrosses“ sehen zu lassen. Spürbar ergriffen von seiner Zeugenschaft eines unnötigen, von Menschenhand verursachten Leides, spart er im Off-Kommentar nicht mit Pathos – was aber angesichts der Thematik gerechtfertigt ist. Denn aus dieser Tragödie brauchen nicht nur Albatrosse, sondern auch Menschen einen Ausweg.

Gunnar Lützow

Fernando Aramburu:
„Patria“,
aus dem Spanischen von Willi Zurbrüggen, Rowohlt, Reinbek, 2018, 768 Seiten, 25 Euro

Baskische Chronik

Ein gewaltiger Roman über die Wunden zweier Familien

DEM SPANIER FERNANDO ARAMBURU ist mit seinem nunmehr auf Deutsch erschienen Roman „Patria“ ein literarischer Coup par excellence gelungen. Mit einer ausgewogenen Mischung aus Melancholie, historischer Nacherzählung, Spannung und Empfindsamkeit offenbart er nuancenreich die vielen schwärenden Wunden, die der Eta-Terror in die Seelen und Biografien vieler Basken geschlagen hat.

Es sind da zwei Familienchroniken, anhand derer der Autor die unbeugsame Macht politischer wie gesellschaftlicher Fehleinschätzungen und die daraus resultierenden Verfehlungen und Tragödien skizziert.

Bittori und Miren stehen jeweils als „Mater familia“ ihren einst eng verbundenen Familien vor – ein Bündnis, das tiefgehende Risse erleiden wird. Neben dem politischen Grundkonflikt verhandelt der Roman Fragen der Rache und Vergebung, des falsch verstandenen Heldentums, des Generationenkonflikts oder der erfüllten wie unerfüllten Liebe.

Eine komplexe Erzählarchitektur, die sich nicht allein darin erschöpft, die Geschichte achronologisch und sprunghaft wiederzugeben, zeichnet den ambitionierten Stil aus. Häufige Wechsel der Erzählperspektive und die Tatsache, dass alle neun Protagonisten zu Wort kommen, machen den Familien- wie Gesellschaftsroman zu einem polyphonen Meisterwerk. Die raue, schroffe Topologie des Baskenlands und die unberechenbare, bisweilen wuchtig wütende See der Biskaya sind gleichsam Pendant zu den unbeeinflussbaren Windungen des Lebens.

Sven Weidner

Marcel Schwob:
„Manapouri. Reise nach Samoa 1901/1902“,
aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Gernot Krämer, Elfenbein, Berlin, 2017, 216 Seiten, 22 Euro

Unterwegs zu Stevensons Grab

Vor 116 Jahren reiste der Schriftsteller Marcel Schwob nach Samoa. Die Briefe an seine Frau sind ein maritimes Kleinod

ALS SICH MARCEL SCHWOB 1901 RICHtung Samoa einschifft, auf den Spuren seines Brieffreunds Robert Louis Stevenson, ist er bereits schwer krank. Die Reise soll ihm Genesung bringen, auch will er Stevensons Grab besuchen, der einst selbst aus gesundheitlichen Gründen in die Südsee gereist war. Beides sollte Schwob nicht erreichen.

Während der Autor der „Schatzinsel“ zu Lebzeiten bekannt war und ein umfangreiches Werk hinterließ, das noch heute gelesen wird, ist Schwob weitgehend vergessen. Zu seinem 150. Geburtstag hat der Elfenbein Verlag einen Band mit Reisebriefen des französischen Autors herausgebracht, adressiert an seine Frau Marguerite Moreno, eine Pariser Schauspielerin. Ergänzt wurde der Band durch Briefe von Stevenson an Schwob sowie dessen Essay über sein Idol Stevenson.

Beeindruckend sind vor allem Marcel Schwobs Schilderungen vom Leben an Bord – nicht nur seine teils sarkastischen Porträts des Personals, vom Kapitän bis zum mitreisenden Kolonialisten. In seinen Skizzen des Wassers, des Wetters, der Wellen oder der Winde gelingen ihm Beschreibungen wie Aquarelle, etwa in der Meerenge von Messina: „Der Himmel ist von blassem Türkis. Gerade eben zerging das Meer, das neben dem Schiff milchiggrün ist, vor der sizilianischen Küste in einem breiten Streifen aus tiefem Indigo, fast schon Purpurviolett. Und über diesem Purpur hob sich ein in leichten Dunst gehüllter Berg vom blassblauen Himmel ab, die Spitze von einer weißen Flocke mit sternförmigen Schneestreifen besetzt.“

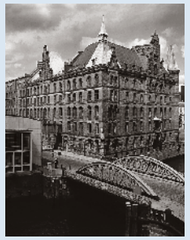
Oder, prosaischer, im Roten Meer, vor der ägyptischen Küste: „Plötzlich ist das Licht weg, wie ausgeknipst: Wir haben keine Dämmerung bemerkt […]. Auf einmal eine Sonne in der Nacht; sie kreist und blendet mich. Es ist der elektrische Scheinwerfer eines Schiffs. Am Ende des Meeres geht eine andere elektrische Sonne an, um ihr zu antworten.“

Doch die Reise über Ägypten, Dschibuti und Ceylon steht unter keinem guten Stern. Der Schriftsteller Schwob, obwohl selbst knapp an Mitteln, reist mit seinem chinesischen Pfleger Ting. Als Ting von australischen Grenzbeamten drangsaliert wird, notiert Schwob, der bei dem Linguisten und Begründer des Strukturalismus Ferdinand de Saussure studiert hatte: „Die Nation, die die Menschenrechte proklamiert hat, traktiert eine schöne intelligente Rasse schlimmer als das Vieh im Schlachthof.“

Während der letzten Etappe dann wirft Marcel Schwob eine Lungenentzündung darnieder. Wegen seiner andauernden Schwäche bereits dem Morphium verfallen, entkommt er nur knapp dem Tod und muss heimkehren, ohne das Grab seines Idols auf Samoa gesehen zu haben. Wie ein „vivisezierter Hund“ (Schwob) trifft er am 20. März 1902 wieder in Marseille ein. Nicht nur gesundheitlich, sondern auch finanziell ruiniert.

Drei Jahre später stirbt er, mit gerade 37 Jahren, in Paris, ohne aus den Skizzen seiner Reise ein neues Werk entwickelt zu haben. Dafür steht den Lesern nun diese sehr schön und sorgfältig editierte und mit Bildern versehene Ausgabe seiner Bordbriefe zur Verfügung – wahrlich ein maritimes Kleinod.

Roland Brockmann



An dieser Stelle berichtet **mare** *regelmäßig über neue Bücher aus seinem Verlagsprogramm*

„Auch Fische haben Kultur“

Der Verhaltensbiologe Jonathan Balcombe schildert virtuos, was Flossentiere alles wissen und können und warum er sie so liebt

mare: *DIE MEISTEN LEUTE TRAUEN Fischen wenig zu. Warum eigentlich?*
Jonathan Balcombe: Ein Hauptgrund ist, denke ich, dass diese Tiere keine Mimik zeigen. Fische können uns nicht anlächeln. Und wir sehen auch keine Tränen, wenn sie mit durchbohrtem Maul aus dem Wasser gezogen werden. Sogar manche Vegetarier essen ja Fisch – und setzen diese Tiere mit Gemüse gleich. Dabei hat die Forschung gezeigt, dass Fische intelligent sind und Emotionen haben. Fische erkennen Objekte, erziehen Kinder, arbeiten zusammen, spielen, gehen Bindungen ein. Fische benutzen sogar Werkzeuge.

Jetzt scherzen Sie.
Nein. Zahnlippfische beispielsweise nehmen Muscheln ins Maul und tragen sie zu einem Stein. Mit ruckartigen Kopfbewegungen schlagen sie die Muscheln dann dagegen, bis die Schale aufgeknackt ist.

Stimmt es, dass Fische Gerüche so differenziert wahrnehmen wie Menschen?
Sie haben sogar einen viel feineren Geruchssinn als wir. Manche Fischarten erkennen ihre Artgenossen allein an deren Duft. Einige Lachsarten nehmen den Geruch von Fressfeinden in 80-milliardenfacher Verdünnung wahr – das entspricht einem Tropfen in einem olympischen Schwimmbecken. Studien haben gezeigt, dass Lachse, wenn sie nach Jahren im offenen Meer viele tausend Kilometer weit an ihren Geburtsort zurückwandern, zur Orientierung auch den Geruchssinn nutzen.

Putzerlippfische sollen Dutzende Fische individuell unterscheiden können.
Die Symbiose zwischen diesen Kosmetikern und ihren Klienten – also den Doktorfischen, Meerbarben, Zackenbarschen und unzähligen weiteren Arten, die sie von Parasiten befreien – gehört zu den ausgefeiltesten Beziehungen im ganzen Tierreich. Experimente haben etwa gezeigt, dass Putzerlippfische zwischen Stammkunden und Laufkundschaft unterscheiden. Treue Kunden werden besser bedient. Und war ein Klient mit seiner letzten Behandlung nicht zufrieden, leistet der Putzer oft Wiedergutmachung: Zusätzlich zur Säuberung streichelt er ihn dann mit seinen Brustflossen. Putzerlippfische brauchen ein sehr gutes Gedächtnis. Manche bedienen mehr als 2000 Klienten am Tag.

Sie schreiben, dass Fische sogar zu kulturellen Leistungen fähig seien.
Als „Kultur“ bezeichnen wir Biologen Informationen, die nicht genetisch vererbt und dennoch über Generationen hinweg weitergegeben werden, so wie etwa das Zähneputzen beim Menschen. In einer Langzeitbeobachtung von Korallenfischen, die zwölf Jahre dauerte, wählten vier Generationen zur Paarung exakt dieselben Orte im Riff. Als Forscher in einer zweiten Phase des Experiments aber eine andere Population dieser Fische am Riff aussetzte, suchten sich die Tiere andere Liebesnester aus – denen sie dann genauso treu blieben. Es gibt da also kein genetisch festgelegtes Programm. Die Paarungsorte werden über Generationen hinweg weiterempfohlen. Sie sehen also: Auch Fische haben Kultur. Und sie verdienen den gleichen Respekt und den gleichen Schutz wie Säugetiere.

Der renommierte US-amerikanische Zoologieprofessor James Rose ist anderer Meinung: Fische hätten keinen Neokortex, argumentiert er. Daher können sie weder ein Bewusstsein haben noch Schmerz empfinden.
Das ist falsch. Man kann auf vielerlei Weise zu einem komplexen Bewusstsein gelangen – auch ohne den blumenkohlähnlichen Teil des Säugetiergehirns mit seinen Erhebungen und Falten, den wir Neokortex nennen. Vögel beispielsweise haben auch keinen Neokortex. Dennoch stellt niemand infrage, dass Vögel Schmerz empfinden. Und Experimente haben gezeigt, dass Fische sogar unterschiedliche Arten von Schmerzrezeptoren haben, die Signale an ihr Gehirn weiterleiten.

Angler erzählen aber, dass Fische, auch wenn sie kurz davor am Haken hingen, schnell wieder anbeißen. Das spricht nicht gerade für eine traumatische Erfahrung.
Für dieses Phänomen gibt es eine einfache Erklärung: Der Drang zu fressen ist stärker als die Angst. In der Welt der Fische herrscht viel zu viel Unsicherheit, als dass sie die Gelegenheit zu einer Mahlzeit verstreichen lassen könnten. Stellen Sie sich vor, Sie sind am Verhungern, und jemand versteckt in jedem zehnten Hamburger einen Haken. Sie würden dann doch auch lieber weiter Burger essen, als an Hunger zu sterben.

Das Gespräch führte Till Hein

Jonathan Balcombe:
„Was Fische wissen“,
aus dem Englischen von Tobias Rothenbücher, 336 Seiten, 28 Euro

Agnès Varda:
„Augenblicke: Gesichter einer Reise“,
Frankreich, 2017,
93 Minuten,
jetzt im Kino

Vive la vie!

Die große Agnès Varda und der Fotokünstler JR gehen auf Reise

AGNÈS VARDA, REGISSEURIN, FOTOgrafin, Protagonistin der Nouvelle Vague, wird in diesem Jahr 90 Jahre alt. Für ihren unabhängigen Geist, ihren präzisen Blick wurde ihr 2018 ein Ehrenoscar für ihr Lebenswerk verliehen. Warum sie ihr Haar zweifarbig trage, fragt JR sie, jener französische Street-Art-Künstler, mit dem die spitzbübische Dame sich auf eine filmische Reise von der Provence in die Normandie begibt. Sie antwortet: „Weil nur eine Farbe langweilig ist.“

Es geht um vieles in diesem Film, in dem zwei ungewöhnliche Künstler ihre Perspektiven reflektieren. Um Zeit, Raum, Ansichten. Um den Lauf der Dinge und die Würde des Menschen. JR ist berühmt geworden mit überlebensgroßen Fotos, die er auf Wände tapeziert. In seinem Fototruck, der eine Art riesige Polaroidkamera transportiert, besuchen Varda und er Orte und Leute, die die Welt vergessen zu haben scheint. Eine verlassene Bergarbeitersiedlung, deren letzter Bewohnerin sie zur wandfüllenden Größe verhelfen, die Schichtarbeiter einer Fabrik, die sich erstmals auf JRs Fotomontage auf dem Werksgelände begegnen. In Saint-Aubin-sur-Mer trifft JRs Kunst ganz unvermittelt den langen Lebenslauf der Agnès Varda. Guy Bourdin, Fotograf und Weggefährte der Regisseurin, hat ihr hier einst Modell gestanden. Ein Foto von damals tapezieren Varda und JR auf die Mauern eines Bunkers am Strand – in Hast bei Ebbe. Es hält nur eine Nacht, dann haben die Wellen die Erinnerung weggewaschen. Und die weise Agnès Varda sagt ohne Trauer dazu: „Das Meer hat immer recht. Und der Wind und der Sand.“

Martina Wimmer

Wolfram Fleischhauer:
„Das Meer“,
Droemer Knaur,
München, 2018,
448 Seiten, 19,99 Euro

Hörbuch:
gelesen von Johannes Steck,
Argon Hörbuch, Berlin, 2018,
2 MP3-CDs, Digifile,
13 Stunden

Katastrophe auf Papier und im Ohr

Eine Frau verschwindet spurlos auf See. Wolfram Fleischhauers „Das Meer“ ist ein rasanter Politthriller über die moderne Fischerei

AUF HOHER SEE VERSCHWINDET DIE EU-Fischereibeobachterin Teresa, und in Europas Städten kommt es reihenweise zu mysteriösen Fischvergiftungen. Gibt es einen Zusammenhang? Wie soll die Europäische Union darauf reagieren? Das sind die Eckdaten für den Thriller von Wolfram Fleischhauer, der zugleich als Hörbuch erschienen ist. Spannend und faktenreich entwickelt der Autor ein erschreckend realistisches Katastrophenszenario.

Zu den Bösewichten des Romans gehört der spanische Fischereimogul Busual, der gemeinsame Sache mit seinen viel schlimmeren asiatischen Kollegen macht. „Jeder wußte doch, mit welch gigantischem Aufwand die Chinesen und Thais das Meer leer saugten“, klagt Busual. „Dann kam der Fisch gefroren in Hamburg oder Frankfurt an, und niemand fragte mehr nach der Herkunft. Aber ihm schickte man ständig Kontrolleure auf den Hals.“ Letzteres ist arg übertrieben, denn Betreibern großer Fangflotten gelingt es auch in der Realität, Gesetze und Fangquoten zu missachten, illegal in der Antarktis fischen und EU-Subventionen in betrügerischer Absicht abzugreifen – so wie es mangels Kontrollen oft genug vorkommt.

Ihre Gegenspieler, die Meeresschützer, NGO-Aktivisten, Entwicklungshelfer, sind freilich nicht automatisch die Guten. Im Gegenteil, die Debatte um Verantwortung, Ethik und die Frage, welches Vorgehen angesichts der Überfischung der Ozeane angemessen ist, durchzieht das Buch. Das allerdings auf kurzweilige Art und vor der Kulisse wechselnder Schauplätze von Zürich bis nach Südostasien. Auch der Hamburger Hafen als Umschlagplatz des globalen Handels darf nicht fehlen.

Zwischen die Fronten gerät der Schweizer Lobbyist di Melo, weil seine ökoradikale Tochter Ragna und ihre Mitstreiter den Kampf gegen die Fischereimafia wagen, indem sie deren Geschäftsgrundlage vernichten wollen. „Ragna war also in Ragun“, überlegte di Melo. „Sie hatte vermutlich eine Beziehung zu einem von Interpol gesuchten Umweltterroristen und war zu allem Überfluss ins Visier dieser spanischen Fischpiraten geraten. Ein schöner Schlamassel.“ Um Ragna aus der Gefahrenzone zu befreien, ist ihm jedes Mittel recht. Unter Vorspiegelung falscher Tatsachen engagiert er ihren früheren Freund Adrian, Dolmetscher bei der EU und Icherzähler der Geschichte.

Beim Zusammentreffen mit seiner Jugendliebe Ragna zeigen sich die unüberwindbaren Gegensätze: „Sie hatte entschieden, sich einer Welle entgegenzuwerfen, auf der ich mich resigniert treiben ließ“, dachte Adrian. „Aber ich hatte vor der Verflechtung der Dinge längst kapituliert. Ich hatte in zu vielen Konferenzen gesessen und mit anhören müssen, wie auch noch die besten Absichten unter dem Druck widerstreitender Interessen allmählich immer mehr verflachten oder sich sogar in ihr Gegenteil verkehrten.“

Mit den Winkelzügen zwischen Politikern, Behördenmitarbeitern und Lobbyisten im EU-Raumschiff kennt sich der Autor als ehemaliger Konferenzdolmetscher in Brüssel aus. Kurzum: aktuell, unterhaltsam und ein scharfzüngiges Plädoyer gegen die Plünderung der marinen Ökosysteme. Angenehm zu hören durch die Stimme von Johannes Steck.

Monika Rößiger

Rüdiger Schaper:
„Alexander von Humboldt. Der Preuße und die neuen Welten“,
Siedler, München, 2018,
288 Seiten, 20 Euro

Systematik und Sentiment

Rüdiger Schaper hat eine höchst lesbare und fundierte Biografie über Alexander von Humboldt geschrieben

„13. APRIL 1790 … DAS ERLEBNIS JENES Tages ist eine Initiation. In Dünkirchen sieht Alexander Humboldt zum ersten Mal das Meer. Er ist zu Tränen gerührt, in ihm braust es auf, er weiß nicht, wie ihm geschieht. Ein Traumziel ist erreicht. Weltreisen, wie sie ihm vorschweben, sind gleichbedeutend mit Seereisen.“

Rüdiger Schaper erzählt seine Humboldt-Biografie im Präsens, das gibt dem Buch Tempo und Präzision und verhindert den gravitätischen Ohrensesselsound, von dem frühere Humboldt-Bücher nie frei waren. Der Feuilletonchef des Berliner „Tagesspiegels“ macht aus seiner Sympathie für Humboldts Begeisterungsfähigkeit keinen Hehl, und diese Gestimmtheit überträgt sich auf die Leser: im reflexionsfrohen Sauseschritt über Land und Meer.

Mit knappen, aber treffenden Sätzen wird das Umfeld des Forschers umrissen, besonders berührend die Hommage auf den oft unterschätzten Georg Forster, der in jenem Frühling 1790 Humboldts Reiseführer gewesen war. Schaper deutet an, dass Humboldt von Forster womöglich mehr gelernt haben könnte als von Goethe, den spätere Interpreten oft allzu weihevoll zu Humboldts Ideengeber gemacht hatten. Denn bei aller gemeinsamen Wirklichkeitsneugier: „Humboldt besitzt die faustisch-mephistophelische Energie. Doch geht er nicht im Stil des Dr. Faustus über Leichen, rast nicht blind durch Länder und Zeiten. Vielmehr begegnet er fremden Kulturen mit Respekt und Verantwortung. Der Faust-Typ ist historisch betrachtet die Regel, ein Humboldt eher die Ausnahme … Goethe bleibt der Stubenhocker, Humboldt begibt sich in Gefahr und reißt die Himmel auf.“ Und beobachtet 1799 bei seiner Ankunft in Südamerika den Sklavenmarkt in Cumaná: „Die Abscheu vor dem Sklavenhandel sitzt tief. Humboldt macht die Sklavenfrage zum großen politischen Thema seines Lebens. 1857, zwei Jahre vor seinem Tod, initiierte er in Berlin ein Gesetz, das jedem Sklaven beim Betreten preußischen Bodens die Freiheit garantiert.“

Auch in Humboldts „Cuba-Werk“, Resultat eines Inselaufenthalts im Jahr 1800, finden sich Anklagen gegen die Sklaverei, freilich auch verklausuliertere Passagen, die von der (erotischen) Faszination des Preußen zeugen. Schaper nähert sich dem vermeintlichen Mysterium von Humboldts verdrängter (Homo-)Sexualität so beherzt wie pragmatisch und kommt zum Schluss, dass der Vielreisende zeitlebens Wege gefunden hatte, auch den Eros auszuleben. Lustige Pointe: Havannas bekannteste Schwulenbar befindet sich in der Calle Humboldt und trägt den Namen des Forschers. Am Schluss beschreibt Schaper Humboldts Nachleben in Darwins Schriften und Adelbert von Chamissos Reisen, aber auch in den eher skeptischen Bemerkungen von Hans Magnus Enzensberger und Alexander Kluge, ganz zu schweigen von Daniel Kehlmanns Bestseller, dessen arg ironisches Humboldt-Bild in dieser eminent lesbaren Biografie entscheidende zusätzliche Konturen erhält.

So gilt für dieses erfreuliche Buch, was der Verfasser seinem Protagonisten bescheinigt: „Er entwickelt eine Balance aus Systematik und Sentiment.“

Marko Martin

Im Netz

www.meerwasser-lexikon.de

Lexikon? Lexikon!

Was, wenn bei der Suche im Internet der Wunsch aufkommt, nicht von Website zu Website zu mäandern? Dafür ist das Meerwasser-Lexikon ein wahrer Schatz. Das Onlinelexikon lebt von Fotos und Videos, aber vor allem von den Erfahrungen von Aquarianern, Händlern, Tauchern und Wissenschaftlern. Beiträge fachlicher Art sind willkommen. Bis zu 11 000 Besucher sind hier täglich unterwegs. Kaum zu glauben, wenn auf der Startseite sich als neueste Einträge die Fadenschnecke oder der Natal-Spitzkugelfisch tummeln. Aber auch der Beweis, dass das Lexikon längst nicht ausgestorben ist.

Wiebke Böse

Im Deckchair

Ein persönlicher Tipp von Eva Grunert, zuständig für Organisation im mareverlag

Rakows Garten in Zingst

Frühsommertage auf dem Darß gehören für mich zu den erholsamsten Tagen des Jahres. Vor dem Deich locken Dünen und ein heller Sandstrand, dahinter Radwege und die ergrünte Natur. In diese Atmosphäre passt ein Abstecher in „Rakows Garten“, ein romantisches Fleckchen, das sich hinter einer Gartentür in der Klosterstraße 4 mitten in Zingst verbirgt. Hier stellt der Künstler Norbert Then alljährlich im Mai und Juni seine schmiedeeisernen Skulpturen „Traumfänger“ aus. Bei lässiger Musik kann man sich niederlassen, die Kunstwerke und Windspiele beobachten und die Ruhe genießen, bevor man sich wieder unter die zahlreichen Urlauber zwischen Seebrücke und Eisdielen mischt.